

Soziales Wohlergehen braucht Demokratie, Demokratie braucht Professionalität
notes PP

-->

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

Wir, die wir Sozialarbeit betreiben, kennen die enge Verzahnung des Gesellschaftlichen, des Politischen, mit individuellen Schicksalen und mit unserer Arbeit. Unsere KlientInnen erleben die Auswirkungen ökonomischer und politischer Prozesse mitunter schmerzlich. Von manchen dieser Prozesse profitieren sie aber auch. SozialarbeiterInnen schalten sich weltweit in Diskussionen ein, wie die Gesellschaft zu gestalten sei. Sie tun das als Bürgerinnen und Bürger. Sie tun das aber auch als ExpertInnen.

Das Besondere an der Sozialen Arbeit ist, dass sie aufgrund ihrer Aufgaben ihren Blick vor allem auf jene Personen richtet, die benachteiligt, in der einen oder anderen Form ausgeschlossen sind, deren Alltag nicht gelingen will. Aus der täglichen Arbeit mit solchen Personen erlangen SozialarbeiterInnen Kenntnisse über Lebensbedingungen und Lebensformen, wie sie sich unter den Bedingungen von Exklusion entwickeln. So wird Soziale Arbeit skeptisch gegenüber vermeintlichen Lösungen, die den Opfern die Schuld zuweisen.

Soweit scheint das klar zu sein. Aber es sind auch zwei Einwände anzubringen.

Der erste Einwand: Die Soziale Arbeit ist Teil des erweiterten Staatsapparats. Ihre Akteure sind in aller Regel nicht selbst von Ausschluss betroffen. Ein paternalistisches Element ist ihr eingeschrieben, auch und gerade wenn sie von Empowerment redet

Der zweite Einwand: Auch unter den Profis der Sozialen Arbeit gibt es Leute, die in ihrer täglichen Arbeit nicht damit zu Rande kommen, dass KlientInnen sich scheinbar unvernünftig, renitent, unsolidarisch, rücksichtslos gegenüber ihren Mitmenschen und selbstschädigend verhalten. Das auszuhalten, trotzdem am Inklusionsziel weiterzuarbeiten, das ist wesentlicher Teil der fachlichen Kompetenzen, die hoffentlich im Zuge des Studiums erworben werden.

Wenn die Soziale Arbeit politische Aussagen trifft, wendet sie sich an ihresgleichen, an jene, die „drinnen“ sind. Dafür braucht sie Leitplanken. Menschenrechte, Capabilities (Sen / Nussbaum). Und z.B. die elementare Erkenntnis Ilse Arlts von der „Grenznot“. Sie hat ausgeführt, dass es eine Gesellschaft nicht unberührt lässt, wenn sie in Teilen größere Not zulässt, für gesellschaftlich akzeptabel hält.

-->

Hier am Arlt Institut haben wir uns dazu entschlossen, Inklusion als Maßstab zu nehmen. Durchaus aus pragmatischen Gründen: Inklusion bildet ziemlich genau ab, wofür Sozialarbeit sowohl in ihrer Arbeit am Fall wie auch in ihrer gesellschaftspolitischen Rolle steht. Es geht ihr, kurz ausgedrückt, nicht in erster Linie um die Erziehung von Menschen, sondern darum, ihnen – so wie sie sind – die Teilhabe am gesellschaftlichen Austausch zu ermöglichen.

Um den Grad der Inklusion zu messen, braucht man keine Utopie von der perfekten Gesellschaft, nicht einmal eine Bedürfnistheorie. Man braucht nur den Blick auf die bestehende Gesellschaft und darauf, was sie jenen, die nicht in der einen oder anderen Form von Ausschlüssen betroffen sind, an Teilhabemöglichkeiten bietet. Der Maßstab muss nicht erfunden werden, sondern er wird vom vorfindlichen Zustand der menschlichen Gesellschaft geliefert. Hier wird ausgesagt, inwieweit es Personen möglich ist, die gesellschaftliche, das heißt die politische, ökonomische, soziale Infrastruktur für ihre eigene Lebensführung zu nutzen.

Bei seinem Vortrag auf der Bundestagung des OBDS 2012 hat Fritz-Rüdiger Volz für die Sozialarbeit als Profession der Freiheit plädiert. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Mit ihrem Fokus auf die Personen, Individuen, mag sie dafür prädestiniert sein. Wie sagte Ilse Arlt: Mein Ziel ist Individualismus für alle!

Ähnlich argumentierte Michael Winkler von der Universität Jena: (in soziale passagen 1/2012: 128f)

„in der sozial- und Bildungspolitik, in der sozialen Arbeit und in der Schulpädagogik haben sich ein Denken und vor allem eine Praxis durchgesetzt, die schlicht und ergreifend radikal illiberal sind. sie berücksichtigen weder die Überlegung, dass Freiheit als ein nicht hintergebares Ausgangsdatum professionellen Handelns in diesen Feldern gedacht werden muss, noch, dass Soziale Arbeit, Betreuung, Erziehung oder Unterricht damit zu tun haben, Menschen die Freiheit zu sichern oder zu ermöglichen – sie zumindest jedoch darin zu unterstützen, sie zu erlangen.

Die ganze Bildungsdebatte kommt ohne Gedanken an die Freiheitsproblematik aus – und wer ihn als relevant reklamiert, wird mit dem Satz abgefertigt, er würde einen Bildungsbegriff vertreten, der nicht mehr zeitgemäß sei. Mehr noch: Zu beobachten ist, wie unter den Vorzeichen sozialer Gerechtigkeit und verbesserter Bildungschancen ganze Bevölkerungsgruppen und Lebensspraxen als Risikofälle unter Verdacht gestellt werden – vorrangig übrigens Familien, allzumal unter dem höchst seltsamen Etikett ihrer, was auch immer das heißen soll, „sozialen Schwäche“ – dann die sogenannte Unterschicht oder jene, die eine prekäre Existenz leben müssen. Als Risikofälle, die dann so bearbeitet werden müssen, dass niemand zum Störfall wird. Schlichte Anpassung steht im Vordergrund – vermutlich, weil alle anderen sie unter dem Etikett der *Fitness* selbst betreiben.“

„Gewiss, die Sache lässt sich nicht mit trivialem Management oder mit Sachbearbeitermentalität bewältigen, für die Bachelorstudiengänge perfekt vorbereiten. Vor allem wird man ohne dialektisches Denken die Problem- und Aufgabenstellung nicht begreifen, die mit der Frage nach Freiheit sich stellt. Entkommen kann man ihr nur, wenn man sie ignoriert. Die Debatten um Bildung und soziale Gerechtigkeit tun dies gerade notorisch. Gelingt es aber, in ihnen die Freiheitsproblematik aufzunehmen, dann könnte der aktuelle Hype um Freiheit die Soziale Arbeit wieder zu dem inspirieren, was not tut: radikal und kritisch zu werden.“

Der polemisiert natürlich und packt alles Mögliche rein, inklusive dem üblichen Lamento über die Bachelorstudiengänge. Ich nehme für uns in Anspruch, dass Sachbearbeitermentalität das Letzte ist, was an unserem Bachelorstudiengang gefördert wird.

Aber wenn man den Kern der Argumentation hernimmt, dann beschreibt Winkler natürlich eine offensichtliche Tendenz der Bevormundung, der Etikettierung, eine Tendenz zu

Ertüchtigungsprogrammen ausgerechnet für jene, denen überall Hindernisse in den Weg gelegt werden. Das kann man mit dem Freiheitsthema verbinden, das ist kein schlechter Einwurf.

Steuerungsillusionen, Machbarkeitsillusionen:

Das Case Management mit seinem strikten Aufbau befördert Illusionen von Machbarkeit. Man erhebt die Situation, definiert Ziele, macht einen Plan, der von den Beteiligten unterschrieben wird, und dann geht's los. Manchmal funktioniert das ja sogar.

Der tschechische Schriftsteller Karel Čapek hat einige Jahre ein Prager Theater geleitet. Nach Ende seiner Leitungstätigkeit schrieb er darüber ein vergnügliches Essay. Dabei zeigt er auf, dass ein Stück «nicht durch die einfache Umsetzung eines Plans, sondern durch die ununterbrochene Überwindung unzähliger und unvorhergesehener Hindernisse» entsteht. Čapek wusste, wovon er sprach: Menschliche Konflikte und technische Pannen, chaotische Organisation und verpasste Deadlines, ständiger Zeitdruck und dauernde Engpässe – das Gelingen einer Aufführung ist «ein glücklicher Zufall oder geradezu ein Mirakel».

Ja, das klingt nach den Unwägbarkeiten und Mäandern, die sozialarbeiterische Fälle so mit sich bringen, nach den zahlreichen Akteurinnen und Akteuren, die ein geplantes Gelingen zu Fall bringen können und andererseits manchmal ein Gelingen ermöglichen, das so nicht erwartet worden war.

Wenn Ihnen das zu literarisch ist, zu satirisch klingt, ich hab noch einen anderen Zugang auf Lager:

Francois Jullien hat in einem schönen Text die Herangehensweise verschiedener chinesischer Theoretiker aufgearbeitet, unter anderem von Sun Tse.

-->

Er beschreibt eine nicht-heroische Theorie des Handelns in komplexen Situationen. Eine Situation muss heranreifen. Der beste Feldherr ist nicht der Held, der durch spektakuläre Aktionen den Sieg erringt. Der beste Feldherr ist jener, dem keine Denkmäler errichtet werden. Seine Siege scheinen leicht errungen zu sein, weil er darauf gewartet hat, dass die Situation heranreift, die den Sieg zu einer Selbstverständlichkeit macht. Es kann besser sein, sich lange zurückzuhalten, sich nur in Bereitschaft zu halten, und wenn die Zeit reif ist, schnell handeln.

Das wär eine gute Sentenz, um sie SozialarbeiterInnen ins Stammbuch zu schreiben – vor allem aber jenen, die die Illusion verbreiten, man müsse nur genau genug planen und energisch umsetzen, dann werde alles gut und richtig.

So gesehen sind gute SozialarbeiterInnen solche, die auf die Änderung warten können, nicht jene, die sie zu erzwingen versuchen. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, dann ist allerdings schnelles Handeln erforderlich. Begreifen, dass der Zeitpunkt des Handelns gekommen ist, dass es jetzt besonders chancenreich ist. Geduld und Schnelligkeit sind keine Gegensätze, sie haben nur jeweils ihre Zeit.

Wir müssen diesen Zeitlogiken der Veränderungsprozesse eine Chance geben, und wir müssen uns und den AuftraggeberInnen klar machen, dass wir nicht heroisch die Besserung der Situation der KlientInnen erkämpfen können. Aber wenn sich die Möglichkeit ergibt, müssen wir bereit sein und sofort viel Zeit haben, müssen die Hebammen des Neuen sein.

Der zentrale Unterschied zu den top-down-Konzepten mit ihren Zielhierarchien und todo-Listen ist jedoch, dass hier der einzelne Akteur nicht überschätzt und nicht überfordert wird: Der Blick auf die gesamte Situation, auf die zahlreichen Akteurinnen und Akteure, auf das Handeln von Vielen steht im Vordergrund, nicht die Einzelne (oder die heroische Organisation), die die Welt unter das Diktat ihres Willens zwingt.

-->

Die chinesischen Denker gingen dabei keineswegs von demokratischen Grundwerten aus, sondern sie beschrieben eine Krieger- und Herrschaftstechnik. Interessant ist das trotzdem, weil wir es als Handlungstheorie lesen können, als eine Alternative zu einer Brachialideologie der Machbarkeit und Erzwingbarkeit.

-->

Was hat das mit Demokratie zu tun? Vorerst steht diese Auffassung einer der großen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte gegenüber: dem Managerialismus, dem Kult der Machbarkeit und der detailgenauen Planung und Dokumentation. Castel hat das als allgemeine Tendenz beschrieben. Es begann mit dem Thatcherismus in den 1980er-Jahren, der sukzessiven Übernahme der Prämissen des Thatcherismus in Kontinentaleuropa, auch durch die Sozialdemokratie. Zweieinhalb Jahrzehnte wurde Betriebswirtschaft als einzig gültige Gesellschaftsphilosophie behandelt, betriebswirtschaftliches Denken als Lösung für alle Fragen der Gesellschaft. Nahezu alle anderen Antworten wurden delegitimiert. Diese Entwicklung hat eine ironische Pointe: Mit Berufung auf radikal marktwirtschaftliches Denken wurde ein Kult der dichten Steuerung entwickelt, der in seinen Bürokratisierungstendenzen, in seinem Planungsglauben und in seinem Ökonomismus dem vermeintlichen großen Gegner, dem damals noch sog. Realsozialismus immer ähnlicher wurde. Gefinkelter zwar, aber doch im Grunde mit den gleichen Illusionen.

Ausgehöhlt wurde so auch die Demokratie. Wir beobachten, wie mit den Außenseitern der Gesellschaft umgegangen wird: Je klarer es ist, dass ökonomische Entwicklungen für Arbeitslosigkeit verantwortlich sind, umso mehr wird versucht, mit Ertüchtigungsprogrammen die Ausgeschlossenen zu quälen und ihnen die Verantwortung für ihr Scheitern zuzuschieben. Diese Programme folgen dem gleichen Mythos der Machbarkeit. Voluntarismus herrscht vor:

Wir müssen nur wollen, dann wird alles gut. Du musst nur wollen, und wenn's schief geht, dann ist klar, wer schuld ist: du bist schuld. Du hast nicht hinreichend gewollt.

Die erste Variante des heroischen Bürokratismus ist 1989 mit dem Realsozialismus grandios gescheitert. Die zweite Variante kann nicht scheitern, denn an den Misserfolgen sind immer jene schuld, die die Pläne nicht einhalten, die andere für sie gemacht und ihnen aufgezwungen haben. Schuld sind jene, die sich nicht hinreichend ertüchtigen, die nicht schon wieder das nächste Ziel anstreben. Die KlientInnen zum Beispiel.

-->

Und um das Freiheitsthema aufzugreifen: Freiheit wird nicht dadurch verwirklicht, dass Behörden ihre Aufgaben vernachlässigen. Wie komme ich darauf? Sicherheitshalber verwende ich ein lange zurück liegendes Beispiel. Nach einem der ersten größeren bekanntgewordenen Unfälle der Jugendwohlfahrt in Wien – eine Familie hatte ein behindertes Kind über lange Jahre in einem Gartenhäuschen gefangen gehalten – veröffentlichte die damalige Leiterin des Jugendamtes einen Kommentar im Standard, in dem sie die Schuld den Nachbarn zuschob. Die hätten sich nicht darum gekümmert. Das Jugendamt habe seine Aufgaben sicher nicht vernachlässigt, wenn die Leute nicht wollen, dann könne es nichts tun. Unterfüttert wurde diese Argumentation mit Hinweisen auf die demokratische Gesellschaft und auf die Notwendigkeit nachbarschaftlicher Aufmerksamkeit.

Das war natürlich eine durchsichtige Argumentation, aber auch eine ärgerliche. Wir wären damit aber beim Leitthema dieser Tagung angelangt – top down oder bottom up?

-->

In einer hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaft braucht man beides. Die Verwaltung und die Rechtsprechung haben eine unverzichtbare Funktion, und das Gedeihen des Gemeinwesens funktioniert nur, wenn die ihre Funktion auch wahrnehmen. Wozu sollen wir Steuergelder in eine Verwaltung investieren, die die Verantwortung für ihren Zuständigkeitsbereich von sich schiebt? Es ist eben nicht demokratisch, wenn zum Beispiel die Justiz sich vornehm zurückhält. Spontane Selbst- und Lynchjustiz ist zwar bottom-up, demokratisch ist sie nicht, ganz im Gegenteil.

-->

Die Kunst, die es zu entwickeln gilt, ist eine Kombination aus kompetenter Fachlichkeit bei den staatlichen Programmen – seien sie nun direkt von Behörden oder mit Steuergeldern von NGOs durchgeführt, und intelligenter Unterstützung von Elementen der Selbstorganisation und der Selbsthilfe. Und auch letzteres benötigt heutzutage Profis.

Wir versuchen, solche intelligente Techniken zu entwickeln und zu fördern. Die Aufgabe der Profis ist dabei nicht mehr, eine Lösung vorzugeben, sondern Arrangements zu treffen, dass Lösungen entstehen können. Die Conferencing-Modelle wie z.B. der Familienrat sind ein

solches Modell, das von den ExpertInnen sowohl Fachwissen als auch die Fähigkeit zu großer Zurückhaltung fordert.

Die Formen der Kurzintervention in Gemeinwesen, die wir vor Jahren entwickelt haben, weisen in eine ähnliche Richtung. In den Panels werden Sie viele praktische Ansätze zum einen wie zum Anderen kennenlernen und diskutieren können: Zu einer verantwortungsvollen und verantwortungsbereiten Verwaltung, und zur Kunst der Unterstützung und Anregung von Selbstorganisationsprozessen. Wir arbeiten an einer Mikrotechnologie der Demokratie, und ja, wenn man so will, auch an einer Mikrotechnologie der Freiheitsermöglichung und Freiheitswahrung. Wir glauben, dass wir damit eines der großen Zukunftsthemen der Sozialen Arbeit aufgreifen – und unseren Beitrag dazu leisten. Dazu gehört Diskussion – und die werden wir haben, schon jetzt: Ich räume das Feld. Wolfgang Gratz und Michaela Moser werden mir wohl im Einen oder Anderen widersprechen, wie ich hoffe.

Karel Čapek: Wie ein Theaterstück entsteht. Aus dem Tschechischen von Otto Pick und Vincy Schwarz. Unionsverlag, Zürich 2012.